

Jeannette Goddar/Dorte Huneke (Hrsg.)  
Auf Zeit. Für immer.

Schriftenreihe Band 1183

Jeannette Goddar/Dorte Huneke (Hrsg.)

## Auf Zeit. Für immer.

### Zuwanderer aus der Türkei erinnern sich

Ein Projekt der Bundeszentrale für politische Bildung  
und des KulturForums TürkeiDeutschland e.V.

Bonn 2011

© Bundeszentrale für politische Bildung  
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Redaktion: Hildegard Bremer  
Lektorat: Yvonne Paris

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Herausgeber die Verantwortung.

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel  
Umschlagfoto: Selahattin Biner  
Satzherstellung: Naumilkat, Düsseldorf  
Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-8389-0183-1

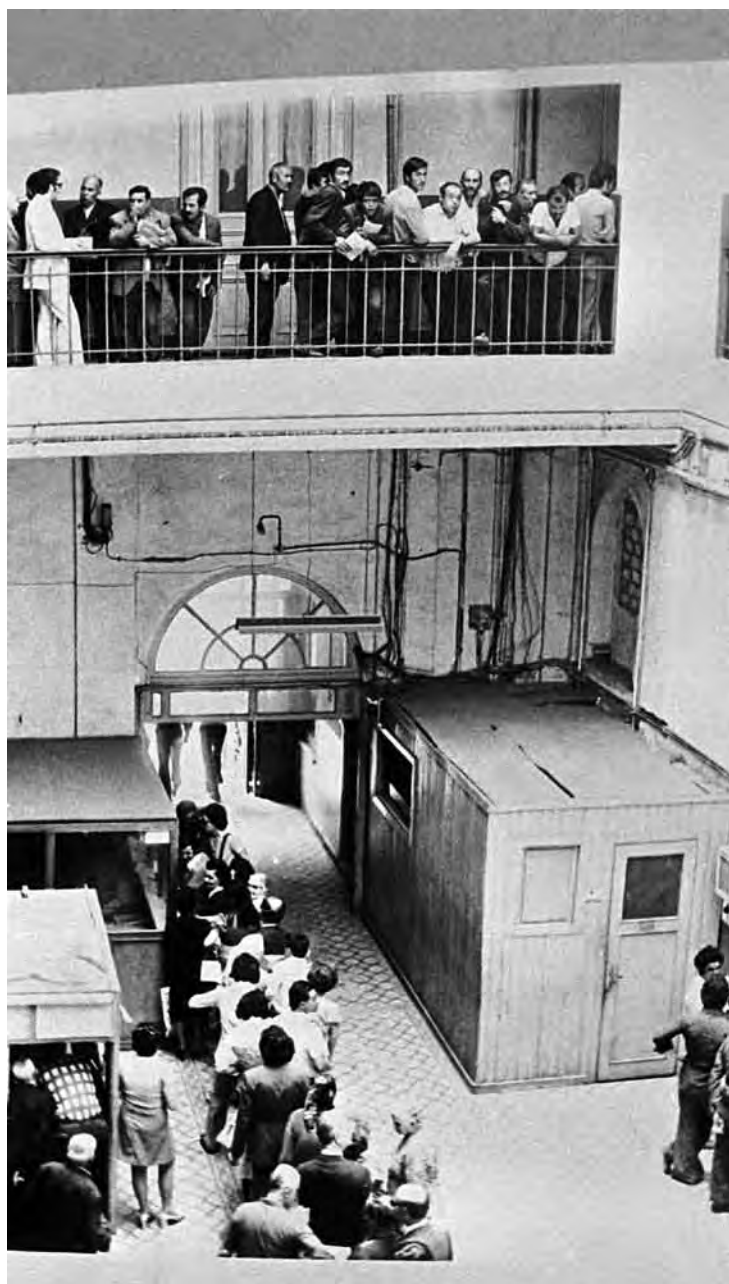
[www.bpb.de](http://www.bpb.de)

# Inhalt

Einleitung	9
Die erste Generation	
SELAHATTIN BİNER, MÜNCHEN »Das ist meine Welt! Da muss ich hin!« Von Jeannette Goddar	29
ALİ BAŞAR, DUISBURG »Mit den Peitschenstriemen der Armut kam ich hierher« Von Dorte Huneke	41
MESUT ERGÜN, ISTANBUL »Die meisten meiner Freunde waren Deutsche« Von Semra Pelek	53
EVA UND SOKRATES SAROĞLU, BERLIN »In der Türkei sind wir die Griechen« Von Jeannette Goddar	67
SEVİM CELEBİ-GOTTSCHLICH, BERLIN »Wir sind nicht mehr stumm!« Von Jeannette Goddar	79
YAHKO DEMİR, KAFRO »Schließlich sind wir hier alle EU-Bürger« Von Sabine Küper-Büsch	91
SALİH GÜLDİKEN, KÖLN »Das mit dem großen Streik war nicht meine Idee« Von Dorte Huneke	103
SALIHA ÇUKUR, MIESBACH »Ich kannte doch nur mein Dorf« Von Jeannette Goddar	119

MAHIR ZEYTINOĞLU, MÜNCHEN »Atatürk, Ludwig, Goethe und ich – wir gehören zusammen!« Von Jeannette Goddar	131
SELAHATTIN AKYÜZ, BERLIN »Wer an Allah glaubt, der lässt das Beten nicht« Von Jeannette Goddar	143
SUZAN UND TEVFIK BILGE, LEVERKUSEN/GOLF VON EDREMIT »In der Türkei sind wir die Deutschen« Von Sabine Küper-Büsch	155
GÜNTER WALLRAFF, KÖLN »Eigentlich müsste man darüber jedes Jahr ein Schwarzbuch veröffentlichen« Von Osman Okkan	167
<b>Die zweite Generation</b>	
CEM GÜLAY, BERLIN »Den falschen Respekt, die falsche Kohle, im falschen Leben!« Von Jeannette Goddar	181
SEMRA PELEK, ISTANBUL <b>Leerstelle Heimat</b>	193
<b>Republik mit Zukunft</b>	
IM GESPRÄCH: BARBARA JOHN UND SINAN ŞAT »Der deutsche Staat hat Integration auch behindert« Von Dorte Huneke	205
Kleine Chronik der deutsch-türkischen Migrationsgeschichte Von Dorte Huneke und Jeannette Goddar	217
Herausgeberinnen, Autorinnen und Autoren	229
Bildnachweis	232





*Die Türken sind auf unseren und ihren Wunsch zu uns gekommen.  
Sie befinden sich jetzt bei uns,  
und daher tragen wir die politische Verantwortung für ihre Lebenschancen.*

Richard von Weizsäcker, 1983  
Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland 1984–1994

## Einleitung

Den Bewohnern seiner Stadt muss er einen merkwürdigen Anblick geboten haben: Mit einer Baskenmütze auf dem Kopf und Knickerbocker-Hosen soll Ernst Reuter, der spätere Bürgermeister von Westberlin, als junger Mann auf dem Fahrrad durch die türkische Hauptstadt Ankara zu seinen Vorlesungen gefahren sein. Er war einer von über 1000 Flüchtlingen aus Nazi-Deutschland, die in den 30er-Jahren in der noch jungen Republik Türkei Zuflucht fanden: jüdische Professoren, Künstler und sozialdemokratische Politiker. In den großen türkischen Städten lebten damals bereits zahlreiche deutsche Ingenieure, Handwerker, Studenten, Diplomaten. Viele waren Anfang des 20. Jahrhunderts in die Türkei gekommen, um am Bau der Bagdadbahn mitzuwirken, mit dem 1903 begonnen worden war. In Istanbul werden die deutschen Familien, die sich seither dort angesiedelt haben, »Bosporus-Germanen« genannt. Ihre Spuren sind bis heute sichtbar: Es gibt deutsche Schulen, Krankenhäuser, Buchläden, Kirchengemeinden, Weihnachtsmärkte und vieles andere, das auf ihre sprachliche, kulturelle und religiöse Herkunft zurückweist. Die deutsch-türkischen Beziehungen reichen also weit über hundert Jahre zurück – und zwar in beide Richtungen. Der älteste islamische Friedhof in Deutschland ist der Türkische Friedhof am Columbiadamm in Berlin-Neukölln: ein Geschenk des deutschen Kaisers Wilhelm I. an das Osmanische Reich Mitte des 19. Jahrhunderts.

Im Deutschland des 21. Jahrhunderts gehören die Kinder und Kindeskin der Einwanderer aus der Türkei zu den erfolgreichsten Filmemachern, Ärzten, Unternehmern. Sie moderieren Sendungen in den öffentlich-rechtlichen deutschen Medien, spielen in der deutschen Fußball-Nationalmannschaft, gründen Theater, gewinnen Literaturpreise,

---

Warten auf die Untersuchung: die Deutsche Verbindungsstelle in Istanbul, 1962.

machen wissenschaftliche Karrieren und vertreten Deutschland im Europaparlament – den öffentlichen Debatten zum Trotz, in denen meist die »abschüssigen« Karrieren im Vordergrund stehen. Pionierarbeit für diese Entwicklung leisteten vor allem die Migrantinnen und Migranten, die als sogenannte Gastarbeiter über ein Anwerbeabkommen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Türkei von 1961 bis 1973 hierherkamen.

Die Möglichkeit, nach Deutschland zu gehen, war für viele Menschen in der Türkei zu einer Zeit, als Internet und Billigflüge noch in weiter Ferne lagen, eine außergewöhnliche Chance, vor allem der Arbeitslosigkeit in ihren Ländern zu entfliehen, aber auch, um mehr von der Welt zu sehen. Einige nutzten die Gelegenheit, um in der Ferne ein unabhängigeres Leben zu führen, die Fesseln traditioneller Familienstrukturen abzustreifen, oder sie gingen mit der Hoffnung, in Europa studieren zu können. Für andere war es eine Flucht – vor Armut oder Repressionen und Verfolgung.

## Herkunftsland Türkei

In den 60er-Jahren war die Türkei ein wirtschaftlich armes, politisch instabiles Land mit rund 29 Millionen Einwohnern. Nur wenige Jahrzehnte zuvor, 1923, war auf den Trümmern des Osmanischen Reiches unter dem ehemaligen General Mustafa Kemal Atatürk eine Republik errichtet worden. Mit klaren Prinzipien: Der neu gegründete türkische Staat sollte modern und laizistisch sein, orientiert an der westlichen Kultur. Traditionelle Kopfbedeckungen wie der Fes für Männer und das Kopftuch für Frauen kamen als Zeichen von Rückständigkeit in Verruf; das lateinische Alphabet wurde anstelle des arabischen eingeführt. Als Garant für die neue Ordnung galt eine möglichst homogene Bevölkerung: türkisch, muslimisch und bereit, Staat und Religion zu trennen. Tatsächlich lebten in der türkischen Republik jedoch – wie auch im Vielvölkerstaat des Osmanischen Reiches – von Beginn an unterschiedliche Kulturen und Religionen nebeneinander. 1965 ergab eine Volkszählung, dass damals 29 unterschiedliche Muttersprachen im Land gesprochen wurden; in der Wissenschaft ist zum Teil von 40 Sprachen die Rede. Eine Vielfalt, die immer wieder zu Konflikten führte.

Im 20. Jahrhundert erlebten vor allem nicht-sunnitische und nicht-türkische Bevölkerungsgruppen immer wieder Repressionen und Gewalt. 1955 wütete ein von Nationalisten angeheizter Mob in Istanbul gegen die seit Jahrhunderten dort ansässige griechische Bevölkerung mit Plünderungen, Brandschatzungen und brachialer Gewalt, die einen Exodus der Mehrheit der griechischen Bevölkerung zum Ziel und zur Folge hatte.

Mehrmals riss das Militär durch Putsche gegen die Regierung die politische Macht an sich (1960, 1971 und 1980). Etwa 17 000 Menschen, vornehmlich Kurden, Aleviten, Armenier, Kommunisten und andere Linksinтеллектуelle, fielen bis heute, aber vor allem in den 80er- und 90er-Jahren, der Praxis des »Verschwindenlassens«, sogenannten ungeklärten Morden, zum Opfer. Seit den 80er-Jahren wird der Konflikt zwischen der kurdischen Bevölkerung und den türkischen Sicherheitskräften vor allem im Südosten des Landes mit Waffen ausgetragen und hat bereits über 30 000 Todesopfer gefordert.

Als das Anwerbeabkommen mit der Bundesrepublik 1961 in Kraft trat, hatten die Menschen in der Türkei mehrere Wirtschaftskrisen hinter sich und erlebten erneut eine Zeit, die vor allem in den ländlichen Regionen von Armut und Arbeitslosigkeit geprägt war. Aus den Dörfern Anatoliens zogen Hunderttausende in die größeren Städte, zunächst innerhalb des eigenen Landes. In Istanbul seien der Boden und die Steine aus Gold, hieß es. Ähnliche Geschichten erzählte man sich aus Deutschland.

## Anwerbepublik Deutschland

Die junge Bundesrepublik erlebte nur zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges einen einzigartigen Wirtschaftsboom. Acht Millionen Vertriebene aus den heute in Polen und Russland liegenden Ostgebieten des »Dritten Reichs« und drei Millionen Flüchtlinge aus der DDR reichten nicht, den Bedarf an Arbeitskräften zu decken. Also schloss die Bundesrepublik mit wirtschaftlich ärmeren Ländern, bei denen man annahm, dass die Menschen sie bereitwillig für eine Weile verlassen würden, um anderswo Geld zu verdienen, sogenannte Anwerbeabkommen: 1955 mit Italien, 1960 mit Spanien und Griechenland – und 1961 mit der Türkei. Weitere Abkommen mit Marokko, Portugal, Tunesien und Jugoslawien sollten folgen.

Die Abkommen fixierten die Details der Anwerbung – vor allem aber, wer kommen durfte. Das konnte je nach Abkommen unterschiedlich geregelt sein. In dem 1961 mit der Türkei geschlossenen Anwerbeabkommen war festgelegt: Männer durften, wenn sie ungelernt waren, nicht älter als 30 und sonst nicht älter als 40 Jahre sein, Frauen nicht älter als 45. Sie mussten eine Schule besucht haben und des Lesens und Schreibens mächtig sein. Und: Sie sollten nur zwei Jahre in Deutschland bleiben dürfen – eine Regelung, die allerdings nur drei Jahre später aufgegeben wurde, weil die deutschen Arbeitgeber nicht ständig neues Personal anlernen wollten. Gemeinsam war jedoch allen Anwerbeabkommen: Der deutsche Staat –

und nicht nur die Arbeitgeber – durfte seine neuen Arbeitskräfte im Ausland in einem von ihm geführten Büro selbst auswählen. Sogenannte Deutsche Verbindungsstellen wurden eingerichtet: Nach Rom, Neapel und Verona, Athen und Thessaloniki eröffnete die Bundesanstalt für Arbeit 1961 auch in Istanbul eine Verbindungsstelle.



Istanbul: Bewerber vor der Deutschen Verbindungsstelle, der Außenstelle des deutschen Arbeitsamtes, 1972.

Dort traten, unterstützt von türkischen Kollegen, deutsche Beamte ihren Dienst an, die jeden Bewerber genauestens prüften: Sie begutachteten Schul- und Arbeitszeugnisse; zum Beweis der Lesefähigkeit mussten die Bewerber aus Zeitungen vorlesen. Auch anhand kleinerer Arbeitsaufträge sollte der Bewerber zeigen, wie gut er bestimmte berufliche Fertigkeiten beherrschte. Deutsche und türkische Ärzte unterzogen jeden potenziellen Ausreisenden einem intensiven Gesundheitscheck. An jeder dieser Stationen konnten die Bewerber bestehen – oder scheitern.

Und so fielen in den Räumen der Deutschen Verbindungsstellen Hoffnung und Enttäuschung auf engstem Raum zusammen. Ob jemand nach Deutschland gehen konnte oder nicht, löste Freudentaumel oder bittere Tränen aus. Das Ja oder Nein zur Ausreise war für viele eine Entscheidung von existenzieller Bedeutung. So mancher hatte in seinem Heimatdorf Haus und Vieh verkauft, um in die Ferne zu ziehen – und stand bei einer Ablehnung vor dem Nichts. Und wer aus politischen oder religiösen Gründen das Land verlassen wollte und nicht durfte, dem blieb nur, fortan andere Wege zu finden, Verfolgung und Diskriminierung zu entkommen.



Ein Berufseignungstest in der Deutschen Verbindungsstelle Istanbul, 1973.



Gesundheitsprüfung in der Deutschen Verbindungsstelle Istanbul, 1973.



Bestanden oder durchgefallen? Warten auf das Ja oder Nein zur Ausreise, 1973.



Das Gedränge ist riesig – ein Zug fährt ab von Istanbul nach München, 1969.



Abschied von der Heimat: Gastarbeiterinnen bei ihrer Abreise in Istanbul.

Diejenigen, die eine Zusage bekommen hatten, stiegen – jedenfalls bis zu Beginn der 70er-Jahre, als immer häufiger auch Flüge von Istanbul nach Deutschland gingen – in den Zug. Bis zu 70 Stunden dauerte die Fahrt vom Bahnhof Istanbul-Sirkeci zum Münchner Hauptbahnhof, wo die Sonderzüge der Gastarbeiter auf dem immer selben Gleis anhielten: Gleis 11. Erschöpft, aufgeregt und gespannt, was das Leben in Deutschland ihnen bringen würde, kamen die Menschen dort an. Kaum einer wusste, wohin die Reise ihn oder sie führen würde, in welcher Stadt oder in welchem Job er oder sie arbeiten würde. Für die allermeisten war es die erste Reise in ein fremdes Land; Deutsch oder Englisch sprachen die wenigsten.

In einem ehemaligen Luftschutzbunker unterhalb des Münchner Hauptbahnhofs hatte die Bundesanstalt für Arbeit eine weitere Stelle eingerichtet: Die sogenannte Weiterleitungsstelle. Dort wurden die Neuankömmlinge begrüßt, bekamen etwas zu essen, konnten sich ein bisschen ausruhen. In vielen Fällen nahmen sie dort aber auch schon wieder Abschied: von all jenen, die ihnen auf der zwei- oder mehrtägigen Reise in die Fremde fast so etwas wie Freunde geworden waren. Nach ein paar Stunden, manchmal auch einer Nacht in München trennten sich ihre Wege: Mithilfe langer Listen – auf denen jeder Angeworbene und jeder Arbeitgeber verzeichnet waren – wurden die Ankömmlinge aufgeteilt und auf die Weiterreise geschickt, zu den Orten ihrer zukünftigen Arbeitgeber.



Ankunft der Gastarbeiter auf dem Gleis 11 im Münchner Hauptbahnhof (Foto aus dem Münchner Merkur vom 24. November 1965).

Die mehr als zwei Millionen Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter, die zwischen 1955 und 1973 nach Westdeutschland kamen, schraubten nicht nur an den Fließbändern großer Fabriken Fernseher oder Autos zusammen. Sie bauten auch neue Wohnviertel oder legten Gärten an, schwitzten in Hochöfen und Bergwerken, kochten und putzten in Großküchen und Hotels. All das von der Nordseeküste bis an den Tegernsee. Dass die Gastarbeiter auch in beschauliche Dörfer in den Bergen oder am Meer kamen, war dabei nicht selten: In Zeiten, in denen die zu Wohlstand gekommenen Deutschen das Reisen für sich entdeckten, suchte auch die Hotel- und Tourismusbranche in den Kurorten händeringend Personal.

Meist übernahmen die Gastarbeiter Tätigkeiten, die monoton oder körperlich hart oder beides waren und für die sich so leicht kein Deutscher finden ließ. Arbeit in drei Schichten sowie im Akkord war die Regel. Aus tarifrechtlicher Sicht gab es an den Arbeitsbedingungen – dort, wo sie Tarifverträgen unterlagen – nichts zu beanstanden. Die Gewerkschaften hatten durchgesetzt, dass ausländische und deutsche Arbeitnehmer arbeits- und sozialrechtlich gleichgestellt wurden. So wollten sie verhindern, dass die Löhne in Deutschland insgesamt sinken. Ihre Sorge: Die Arbeitgeber könnten die ausländischen Arbeitskräfte zu niedrigeren Löhnen einstellen und so auch die deutschen Arbeitnehmer unter Druck



Türkische Gastarbeiter demonstrieren für mehr Dolmetscher und Wohnungen ohne Außentoiletten, vermutlich am 1. Mai 1970.



Etagenbetten und Fotos aus der Heimat: Gastarbeiter in einem Wohnheim in Frankfurt am Main, 1965.



Ein Sprachkurs bei der Ruhrkohle AG, 1971.

setzen. Die Gewerkschaften hatten ebenso erwirkt, dass den Gastarbeitern eine »menschenwürdige Unterbringung« zugesichert wurde. Die Realität sah allerdings am Arbeitsplatz wie in den Wohnvierteln zuweilen anders aus: Immer wieder mussten die ausländischen Arbeitskräfte für das gleiche Geld länger schuften als ihre deutschen Kollegen; viele von ihnen machten auch Überstunden, weil sie in kurzer Zeit so viel Geld wie möglich verdienen wollten. Auch war es keine Seltenheit, dass die Gastarbeiter zu völlig überbeurten Preisen in maroden oder ungepflegten Behausungen wohnten.

## Gastarbeiter, Gurbetçi: 50 Jahre deutsch-türkische Migration

In Deutschland nannte man die Arbeitskräfte aus der Türkei und anderen südeuropäischen Ländern Gastarbeiter. In der türkischen Sprache wurde in diesen Jahren das Wort »Gurbet«, was so viel bedeutet wie »die Fremde«, »das ferne Land«, zum Synonym für Deutschland – jenem fernen Land, in dem seit Beginn der Arbeitsmigration nach Europa fast jeder in der Türkei mindestens ein Familienmitglied wusste. Aus dieser Fremde berichteten die »Gurbetçiler«, also diejenigen, die vorübergehend nicht in ihrer Heimat waren, von ihren Erfahrungen: von Wohlstand und Freiheit, aber auch von Heimweh, Sehnsucht und Einsamkeit, harter Arbeit, von Ras-

sismus und Diskriminierung. Ihre Erzählungen prägten das Bild, das sich die Menschen in der Türkei von Deutschland machten. Ebenso wie die angeworbenen Arbeitskräfte über die Jahrzehnte hinweg das Türkei-Bild der Deutschen prägten.

Als die Wirtschaft in der Bundesrepublik Anfang der 70er-Jahre in eine Rezessionsphase geriet, verhängte die Bundesregierung unter Willy Brandt 1973 einen Anwerbestopp. Die laufenden Arbeitsverträge der Gastarbeiter blieben bestehen, aber es wurden keine weiteren geschlossen. Gemäß dem Ausländergesetz von 1965 erhielten die in der Bundesrepublik lebenden Gastarbeiter je nach Dauer ihrer Beschäftigung in Deutschland eine befristete oder unbefristete Aufenthaltsgenehmigung und die Möglichkeit, ihre Familien zu sich zu holen. Daher wurde schon damals über die Integration der Kinder von Zuwanderern im Bildungsbereich debattiert.



Immer wieder umziehen – auch das gehörte für viele Gastarbeiterfamilien zum Alltag.

Die folgenden Jahre waren jedoch geprägt von einer Unsicherheit der Zuwanderer in Bezug auf ihren Aufenthaltsstatus, Arbeitslosigkeit, restriktiven Gesetzen der Bundesregierung wie der Zuzugssperre für »überlastete Siedlungsgebiete« – und von einer wachsenden Fremdenfeindlichkeit innerhalb der deutschen Gesellschaft. Anfang der 80er-Jahre debattierte der Bundesrat über Regelungen »zur Förderung der Rückkehrbereitschaft

von Ausländern«; am Ende stand der Beschluss einer individuell bemessenen Prämie – je nach Aufenthaltsdauer, Verdienst und der Zahl der Familienmitglieder – für diejenigen Zuwanderer, die in ihre Herkunftsländer zurückkehren würden.

Mit oder ohne Prämie: Etwa die Hälfte derer, die einst über das Anwerbeabkommen aus der Türkei nach Deutschland gekommen waren, kehrte früher oder später wieder zurück. Die andere Hälfte blieb in der neuen Heimat – und erlebte bewegte Zeiten des deutsch-türkischen Zusammenlebens.

Von den Entlassungswellen in der Regel stärker betroffen als ihre deutschen Kollegen, gründeten viele türkische Einwanderer eigene Unternehmen: Zunächst für die Zielgruppe der eigenen Landsleute; nach und nach aber auch für einen multikulturellen deutschen Markt. Aus den ehemaligen Gastarbeitern oder Leiharbeitern, wie man heute sagen würde, wurden Studierende, Facharbeiter, Künstler, Politiker. Sie gingen eigene Wege, nutzten Chancen und hatten Erfolg. Andere wurden, wie viele Deutsche auch, arbeitslos, hoffnungslos, kriminell. Die Lebensläufe der Gastarbeiter sind so vielfältig wie ihre Motive, nach Deutschland zu kommen. Das verdiente Geld investierten viele in ein Haus in der Türkei. Oder in die Bildung ihrer Kinder – in Deutschland.



Türkischer Arbeiterkongress in Gelsenkirchen, 1978.

Die Entscheidung, zu bleiben, beschreiben fast alle türkischen Einwanderer als einen mehrere Jahre dauernden Prozess. Häufig endete dieser damit, dass die für die geplante Rückkehr jahrelang in Kellern und Vorratskammern gelagerten Möbel und technischen Geräte aus den Originalverpackungen genommen und in der Wohnung aufgestellt wurden. Ebenso lange brauchte die Bundesregierung, um anzuerkennen, dass Deutschland ein Einwanderungsland geworden war. Wobei auch hier ein wichtiges Instrumentarium über mehrere Jahre gewissermaßen »unausgepackt« vorrätig war: Das sogenannte Kühn-Memorandum aus dem Jahr 1979. Benannt nach seinem Verfasser, dem ersten Ausländerbeauftragten der Bundesregierung, Heinz Kühn (SPD), enthält es wesentliche Grundsätze und Anregungen zur Integration der zugewanderten Bevölkerung in die deutsche Gesellschaft, um Chancengleichheit und ein diskriminierungsfreies Zusammenleben zu gewähren.



Private Hochzeitsfeier, 1983.

Ende der 70er-, spätestens in den 80er-Jahren war die türkeistämmige Bevölkerung, was ihren Status in Deutschland, aber auch ihre Altersgruppen und ihre soziale Lage betraf, noch vielschichtiger als in den ersten Jahren der Arbeitsmigration. Durch den Familiennachzug waren unterschiedliche Generationen ins Land gekommen, die zudem meist nicht durch Arbeitsstrukturen in der Gesellschaft verankert waren und nur selten deutsche Sprachkenntnisse besaßen. Nach dem Militärputsch in der

Türkei 1980 und infolge des eskalierenden kurdisch-türkischen Konflikts kamen vermehrt Asylsuchende und andere Flüchtlinge hinzu. Die Diskussion über Ausländer wurde zunehmend politisiert und ideologisiert. Das Thema sei schon in den 70er-Jahren vom Wirtschafts- in den Politikteil gerückt, beschreibt die Politikwissenschaftlerin Karen Schönwälder eine Entwicklung, die auch den Wandel des gesellschaftlichen Diskurses illustriert: Während die Einwanderer aus der Türkei zunächst vor allem als Arbeitskräfte gesehen wurden, die mithalfen, die deutsche Wirtschaft anzukurbeln, traten in wirtschaftlich schlechteren Zeiten gesellschaftspolitische und soziale Fragen in den Vordergrund. Zu den Auswüchsen dieser latent fremdenfeindlichen Stimmung in der deutschen Gesellschaft gehört das »Heidelberger Manifest«, 1981 von einer Gruppe deutscher Hochschulprofessoren herausgegeben, die vor einer »Unterwanderung des deutschen Volkes« und der »Überfremdung« der deutschen Sprache, der Kultur und des »Volkstums« warnen. Eine 24-köpfige Professorengruppe der Ruhr-Universität Bochum veröffentlichte daraufhin ein Gegenmanifest zur Völkerverständigung.

Auch in den darauffolgenden Jahren ist das Verhältnis von Deutschen und Türken emotionalen Schwankungen und politischen Zäsuren unterworfen. Der Fall der Berliner Mauer 1989 veränderte die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und damit auch das deutsch-türkische Verhältnis.



Brandanschlag in der Nacht zum 23. November 1992 auf ein Wohnhaus in Mölln, Schleswig-Holstein, bei dem drei türkische Bewohnerinnen ums Leben kamen.

Anstelle eines wirtschaftlichen Aufschwungs traten in den Jahren nach der Deutschen Einheit 1990 Arbeitslosigkeit und Unzufriedenheit in den Vordergrund. Die Frage, wie das Asylrecht zu regeln sei, löste eine tiefe innenpolitische Krise aus – und verstärkte die Ressentiments gegenüber der nicht-deutschen Bevölkerung. Zwischen 1991 und 1992 kam es in Deutschland zu einer Welle rechtsradikaler Gewalttaten gegen Ausländer. Vorausgegangen waren den Brandanschlägen und Morden in Solingen, Mölln und anderen deutschen Städten hetzerische Kampagnen populistischer Politiker und der Boulevardmedien. Auch wenn viele Deutsche sich in der Folge mit ihren ausländischen Nachbarn solidarisierten, setzte sich die massive Ablehnung durch die deutsche Gesellschaft im kollektiven Gedächtnis der türkischen Einwanderer, aber auch in den Köpfen der Menschen in der Türkei fest.



Eine türkische Moschee im Ruhrgebiet.

Ein weiterer tiefer Einschnitt waren die Anschläge islamistischer Attentäter, unter anderem auf das World Trade Center in New York im September 2001. Wie in vielen anderen Ländern zogen diese terroristischen Akte auch in Deutschland islamfeindliche Tendenzen nach sich, und die Religion wurde zum zentralen Aspekt in der Debatte über die Gestaltung einer multiethnischen Gesellschaft. Seitdem stehen »die Muslime« in Deutschland im Fokus des öffentlichen (skeptischen) Interesses. Gegen den Bau großräumiger Moscheen finden Protestkundgebungen statt, während die

Hinterhofmoscheen und Kantinen-Gebetsräume der ersten Einwanderergeneration weitgehend unbeachtet geblieben waren. Die Moscheegeäude, die über die Jahre hierzulande entstanden sind, liegen meist abgeschottet in Industriegebieten. Das negative Klima, das sich gegen den Islam richtet, betrifft auch »die Türken« in Deutschland, obwohl sie wie zuvor unterschiedliche religiöse und kulturelle Traditionen pflegen.

Das deutsch-türkische Verhältnis ist gespalten. Dabei hat Deutschland zu keinem anderen Land so enge wirtschaftliche und, auf der Bevölkerungsebene, persönliche Verbindungen wie zur Türkei. Die türkische Sprache ist in Deutschland zur zweitwichtigsten Verkehrssprache geworden, im »Times Atlas of the World« wird sie gleich hinter der deutschen genannt. Eine Entwicklung, die in der deutschen Gesellschaft bisher kaum Beachtung gefunden hat – abgesehen von Banken, Versicherungen und anderen großen Unternehmen, die gezielt türkischsprachige Mitarbeiter einsetzen. Auch die Kunst- und Kulturszene in der Türkei wird erst allmählich zur Kenntnis genommen. Vor allem die seit Jahrzehnten sehr emotional geführte Integrationsdebatte treibt immer wieder einen Keil zwischen die Menschen dieser beiden Länder und Kulturen, vor allem in strittigen Fragen wie der doppelten Staatsbürgerschaft, der Visafreiheit, den Zuwanderungsbestimmungen. Die Differenzen, Missverständnisse und Klischees beeinflussen nicht zuletzt auf beiden Seiten auch die Haltung zu der Frage einer EU-Mitgliedschaft der Türkei.

Und dennoch haben Deutsche und Türken – wie auch immer sie sich bezeichnen, ob als Europäer, Deutschländer, Almanci oder türkeistämmige Deutsche – viele gemeinsame Geschichten zu erzählen: tragische, spannende und kuriose, die von mutigen, suchenden, verzweifelten und hoffnungsvollen Menschen unterschiedlicher kultureller, religiöser und sozialer Herkunft handeln. In diesen Erinnerungen, Wünschen und Sichtweisen spiegelt sich die Vielfalt in der Bevölkerung der Türkei – und die neue Vielfalt Deutschlands.

Im vorliegenden Buch stehen die ehemaligen Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter aus der Türkei im Mittelpunkt. Und ihre Antworten auf unsere Fragen, woher sie kamen und weshalb sie ihr Land verließen. Was sie damals dachten und wie sie sich heute sehen. Weshalb sie blieben oder zurückkehrten. Was sie erlebt und geschafft haben, wovon sie träumen, wer sie sind. Ihre Erzählungen spiegeln, wie eng die persönlichen Lebenswege verwoben sind mit den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen, aber auch den kulturellen Prägungen ihrer Zeit. Andererseits haben alle diese individuellen Geschichten auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse geprägt – und bestimmen die Debatten bis heute. Entstanden ist dieses Buch im Rahmen eines gemeinsamen Projekts des

KulturForums TürkeiDeutschland und der Bundeszentrale für politische Bildung anlässlich des 50. Jahrestags des Anwerbeabkommens der Bundesrepublik Deutschland mit der Türkei im Herbst 2011. Wir haben dieses Datum zum Anlass genommen, um auf ein wichtiges Kapitel der deutsch-türkischen Migrationsgeschichte zurückzublicken.

Die Erinnerungen der ersten Gastarbeiter-Generation, die hier von verschiedenen Autorinnen und Autoren in Deutschland und in der Türkei aufgezeichnet wurden, bleiben, so denken wir, auch über den Jahrestag hinaus erzählenswert – weil sie einzigartig sind und zugleich wichtige politische und kulturelle Entwicklungen widerspiegeln, Einblicke in historische Zusammenhänge gewähren und damit auch für die kommenden Generationen in Deutschland von Bedeutung sind.

Die Herausgeberinnen